

Christoph Ransmayr – *Morbus Kitahara*

(1995, estratto)

Genere: narrativa - romanzo

Il romanzo si inserisce nel genere della distopia di stampo postmodernista e delinea una Storia alternativa: alla fine della seconda guerra mondiale Germania e Austria vengono punite per i crimini commessi durante il conflitto e riportate dalle forze alleate a uno stato di totale arretratezza. Le vicende principali della trama si svolgono a Moor – un paesino austriaco non lontano da un ex campo di concentramento. Qui vivono Bering, detto *Vogel-mensch* in quanto capace di imitare i versi degli uccelli, qualità che ha sviluppato in seguito allo shock subito dopo il ritorno del padre, fortemente traumatizzato, dalla guerra; Ambras, ora direttore di quella cava che in precedenza era stato il campo di lavoro dove era stato internato e duramente seviziato durante il conflitto poiché accusato di intrattenere una relazione con un'ebrea; e infine Lily, figlia di una guardia di un campo di concentramento, contrabbandiera della zona e 'cacciatrice' di banditi che minacciano il già precario ordine del paese. Le storie dei tre si intrecciano gradualmente: Bering diventa autista e tuttofare di Ambras e inizia una relazione con Lily; soffre inoltre del *Morbus Kitahara*, una malattia agli occhi che oscura il suo campo visivo con inquietanti macchie nere – allegoria dello shock degli orrori non solo della guerra, ma anche del periodo ad essa successivo. Quando infine Moor viene evacuato per essere trasformato in una grande zona militare, i tre partono insieme per il Brasile: all'arrivo in una nuova terra non corrisponde però l'inizio di una vita migliore. Come si evince dal brano qui riportato, Lily, in seguito a un equivoco, viene uccisa da Bering; questi poco dopo è vittima di un incidente fatale a causa di Ambras che in un momento di follia lo scambia per una delle guardie del campo di lavoro dove era stato rinchiuso; lo stesso Ambras muore pochi secondi dopo il suo autista, inciampando in una roccia e cadendo in un burrone. Il marchio della colpa e le conseguenze della guerra e della sua violenza, che gli alleati hanno cercato di cancellare con altrettanta violenza, soprattutto psicologica, senza 'rieducare' la popolazione, non lasciano scampo ai protagonisti che alla fine devono soccombervi.

Muyra. Bering will nach ihr rufen. Der Strand ist leer. Aus dem Ruinenfeld kein Zeichen, kein Laut. Er müßte laut schreien, gegen das Rauschen des Regens anschreien, und dann würden auch der Hundekönig und Lily hören, daß er die Brasilianerin sucht. Das will er nicht.

Daß Muyra das Beiboot, die Ausrüstung, so offen im Regen läßt, die Hängematten, das Seil, das Gewehr. Sie haben doch Planen. Hat Muyra sich ebenso in den Ruinen verloren wie die anderen? Nein, Lily ist schon zurück. Sie kauert dort vorne, in ihre Armeepelerine gehüllt, an einem Bach. Die Tarnflecken der Pelerine machen sie unter den hängenden Zweigen fast unsichtbar. Sie wendet ihm den Rücken zu, schöpft Wasser. Oder sucht sie nach Steinen? Muyra hat ihm an einer Flußmündung bei Pantano auch schon Goldwäscher gezeigt. Aber wenn er jetzt Muyras Namen in die Ruinen schreit, ist Lily die erste, die ihn hört und sich umdreht

nach ihm. Sie ist immer dort, wo Muyra sein soll. Warum ist sie nicht längst in Santos. Warum wartet sie auf eine Eisenkolonne, auf Lastwagen!, wenn sie doch nur einen einzigen Platz in einem der Überlandbusse braucht. Sie soll endlich verschwinden.

An die Bordwand des Beiboots gelehnt, sitzt Bering im Sand und wartet auf Muyra. Das Gewehr hier, ist es leichter oder schwerer als jenes, das Lily in die Doline geworfen hat? Er wiegt den Karabiner in seinen Händen, schätzt die Entfernung zu der kauernenden Gestalt. Fünzig Meter? Das sind keine fünfzig Meter. Nicht, daß er auf die getarnte Gestalt *zielt*. Er schätzt nur die Entfernung im Visier. Sieht die Tarnflecken auf der Pelerine über der Kimme tanzen. Flecken. Wo Lily ist, sind immer Flecken. Tarnflecken, blinde Flecken, immer ist da etwas, das ihn an Moor und an das erinnert, was er überstanden hat. Fünzig Meter. Er könnte niemals auf einen Menschen schießen, der so wehrlos ist. Doch. Dort oben, im Dolinenfeld. dort war es ganz leicht. Und auch dort war *sie* und hat ihn an den Haaren hochgezerrt. Nein, er zielt nicht auf Lily. Er betrachtet nur diese verfluchten Flecken im Visier. Und daß der Karabiner in seinen Händen plötzlich hochschlägt, ja, richtig nach ihm schlägt... und daß dieses Krachen, das ihn schon einmal und wieder und wieder taub gemacht hat, aus den Ruinen und von der Felswand zurückhallt... das alles gehört nicht zu ihm. Das hat mit ihm nichts zu tun. Er hat nicht abgedrückt. Das Gewehr hat nach ihm geschlagen und ihn an der Stirn verletzt. Er muß die Waffe nicht einmal fallen lassen. Sie springt ihm aus den Händen. Er hat nichts getan.

Aber die gefleckte Gestalt dort, keine fünfzig Meter von ihm entfernt, ist noch kleiner geworden. Irgend etwas ist aus den Zweigen auf sie herabgefallen und hat sie ganz krumm und klein gemacht. Vollkommen still, ein getarntes Bündel, liegt sie im seichten, unruhigen Wasser.

Er sagt jetzt nicht: *Heilige Maria. Gottesmutter. Hilf. Ich habe sie umgebracht*. Er sagt auch nicht: *Du Trösterin der Betrübten. Du Heil der Kranken. Du Zuflucht der Sünder*; das alles sagt sich in ihm. Eine ganze Litanei muß sich in ihm selber aufsagen, bis er endlich tut, was er sich eben noch versagt hat: *Muyra!* schreit er. *Muyra!* Er brüllt ihren Namen so laut und in einem solchen Entsetzen, daß ein Reiherschwarm, der nach dem Schrecken des Schusses wieder in die Baumkronen gesunken ist, noch einmal auffliegt,

Was hat er getan. Er hat Lily getötet. Er hat Lily getötet.

Was soll er jetzt tun.

Muyra muß ihm helfen. Sie ist die einzige, die ihm jetzt helfen kann. Er darf nicht zu diesem Bündel dort hingehen. Dort darf er nicht hingehen. Ihm ist kalt. Muyra muß hingehen mit ihm und muß ihm sagen, daß er nichts getan hat.

Der Strand ist leer. Die Ruinen, leer. Das Boot liegt unberührt im Sand. Jetzt bleibt nur noch ein Weg, der in die Felswand. Durch diese Wand muß Muyra gegangen sein. Von dort oben, bei klarem Wetter, hat sie gesagt; es gibt keinen schöneren Blick auf das Festland, auf das Küstengebirge. Wir werden das Seil brauchen, hat sie gesagt. Er tut nur, was sie gesagt hat. Er schlägt sich das Seil über die Schulter.

Die Eisenleitern, die durch die Wand bis hinauf zum Leuchtturm führen, der schon lange ohne Licht und ohne Dach ist, sind verrostet, die Treppen verfallen. Keuchend, schluchzend steigt Bering höher. Er hat doch immer alles getan. Und wenn Muyra ihm jetzt sagen würde, zum Monte Neblina, durch den Nebelwald, stromaufwärts, immer den Rauchsäulen nach und weiter, bis in eine Welt ohne Menschen, dann geht er mit ihr, dann tut er auch das. Aber zuvor, nur dieses eine Mal, muß Muyra *ihn* begleiten. Nur bis zu diesem Bach dort

unten soll sie ihn begleiten, bis zu dem Bündel, das unter den Zweigen schon nicht mehr zu sehen ist.

Hilf mir. Die Litanei sagt sich wieder auf. Sei still, keucht er, sei endlich still: *still, still*, immer wieder, bis er vor sich den Hundekönig sieht. Den hat er schon vergessen. Jetzt steht er ihm plötzlich im Weg. Der soll ihm aus dem Weg gehen. Er muß Muyra finden. *Geh weg!* schreit er ihn an, *verschwinde!* Er ist bereit, jeden zu töten, der ihm den Weg zu Muyra verstellt. *Verschwinde!*

Und dann begreift er, daß der Hundekönig ihn nicht mehr hören und nicht verstehen kann. Ambras starrt ihn so betrunken, nein, so taub, so hilflos und aus einer solchen Ferne an, daß Bering aus seiner eigenen Hilflosigkeit, seinem Entsetzen erwacht: Der Hundekönig steht nicht einfach da, der kann nicht mehr weiter. Das Wegstück vor ihm, eine an den Felsen gemauerte Treppe, muß schon vor langer Zeit in die Tiefe gebrochen sein. Geblieben sind nur ein schmales Stufenband und in die Wand geschlagene Halterungen eines Eisengeländers, das der Rost gefressen hat.

Wir werden das Seil brauchen. Bering tut nur, was Muyra gesagt hat. Er nimmt das Seil von der Schulter und bindet sich ein Ende um die Hüften, um die Hände frei zu haben für dieses Felsband. Muyra muß hier ohne Seil gegangen sein. Er will ihr einen Halt schaffen für den Rückweg ans Meer.

Kann Ambras ihn verstehen? Bering drückt sich an dem Stummen vorbei. Ambras muß ihn nicht sichern und nicht halten, solche Wege ist Bering im Steinernen Meer schon oft alleine gegangen. Ambras soll nur das Seil durch seine Hände laufen lassen und darauf achten, daß die Schlingen sich nicht verknoten, wenn sein Leibwächter Schritt für Schritt über das Band geht und einen neuen Halt, ein neues Geländer über den Felsen zieht. Der Hundekönig nimmt das Seil. Starrt ihn an. Sagt kein Wort.

Bering ist jetzt ganz ruhig und beginnt, seinen Herrn schon wieder zu vergessen. Die Hälfte des Weges bis zum nächsten sicheren Stand hat er schon hinter sich, als er an einigen zerbrochenen, von Möwen hier herauf verschleppten Muscheln eine Spur Muyras zu entdecken glaubt. Dann reißt plötzlich etwas an ihm, reißt mit einer solchen Wucht an ihm, daß er schon stürzt, noch bevor er an Festhalten auch nur denken kann. Eine Handvoll Blätter und weißer Blüten, das ist alles, was er im Flug noch zu fassen bekommt, dann ist auch der Lianenvorhang, aus dem Vögel flüchten, zerrissen. Sind das Möwen? Schwingen, Federn streifen ihn. Und dieses tiefe Blau – ist das der Himmel oder das Meer? Die Wellenkämme sind ganz nah. Oder sind das Wolken? Dochdoch, das sind Wolken. Das müssen Wolken sein. Also stürzt er, ein Fliegender unter Vögeln, auf einen wirbelnden Himmel zu.

Lily ist weit draußen im Meer, als sie einen Schuß von der Insel hört. Kommen die Hunde also doch bis an den Strand? Die beiden Fischer nicken und lachen. Hunde, gewiß. Hunde. Dann bleibt es lange Zeit still. Lily hockt zwischen Körben und Blechkisten voller Fische und sieht, wie die Insel schrumpft, klein wird, wie ein fernes Schiff. Ein Dampfer. Auch der Rauch steigt jetzt wieder auf. Eine schwarze Fahne über einem steinernen Schlot. Dort fährt die Schlafende Griechin, ein Ausflugsdampfer an einem bewölkten, fast heiteren Sommernachmittag.

Die Rauchfahne. Jetzt endlich sieht Ambras das Feuer, das so lange im Verborgenen gebrannt hat. Er hat sich nach einem Verfolger umgewandt, der ihm auf dem steilen Weg zur Wallkrone nachkommt: Ach, es ist nur einer von denen, die im Steinbruch mit Stahlruten zuschlagen. Der macht ihm keine Angst mehr. Aber im Abgrund, der hinter seinem Verfolger klafft, in der Tiefe, schon ganz unbedeutend und grau, sieht er das Lager - und zwischen den

Baracken das Feuer. Langsam und unbeirrbar kriecht es auf den Appellplatz zu. So lange hat es im Verborgenen gebrannt, in den Öfen hinter dem Krankenrevier. Jetzt ist es frei. Sein Verfolger kann das Feuer nicht sehen. Der sieht nur ihn. Der schreit ihn an. Der hat einen Strick. Will er ihn zurückholen ins Lager? Will er ihn mit diesem Strick noch einmal fesseln und hochziehen, damit alle ihn noch einmal pendeln sehen?

Und dann hat ihn der Verfolger erreicht. Seltsam, der schlägt nicht zu. Der schießt nicht. Der fesselt ihn nicht. Der drängt sich so nahe an ihn heran, daß er seinen Atem auf seinem Gesicht spürt, und schenkt ihm den Strick. Dann geht er weiter, geht einfach an ihm vorbei. Läßt ihn zurück. Läßt ihm seinen Willen, das Leben.

Und Ambras steht endlich am Zaun, am Stacheldraht, vor dem weißen Porzellan der Starkstromisolatoren. Und doch spürt er nach dem einen Schritt, den er jetzt tut, keinen Schlag, keinen Schmerz. Auch der Funkenregen bleibt aus. Er tritt einfach ins Leere.

Wie leicht alles wird in der Leere. Wunderbar leicht. Die glühenden Schultern, die Arme, so leicht, daß er sie endlich wieder über seinen Kopf erheben kann, hoch über den Kopf. Und während dieser Strick, dieses Seil, diese Schnur Kreise in die Luft schlägt, Schlingen, Spiralen, verliert alles, was ihn beschwert und gequält hat, an Gewicht. Eine Felswand schwebt an ihm vorüber. Und dann, von allen Blöcken und Steinen befreit, wird die ganze Welt leicht und leichter, beginnt aufzusteigen, immer höher, zieht ihm sachte die Schnur aus der Hand und treibt mit den Rauchwolken davon.